

Die Erfüllung

Autor(en): **Schmid-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 24: **e**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Erfüllung

Von Frieda Schmid-Marti

(Fortsetzung)

Der Dedi schläft und schnarcht schon lange. Da erhebt sich Rosina leise und zündet in der Küche das kleine Laternli an. Zweidreimal muß sie ein Streichholz nehmen bis ihre Zitterhände den Docht gefunden haben. Und jetzt schleicht sie lautlos das schwarze Steglein empor, und horcht auf jeden Tritt — und hört nur ihr Herz pochen . . . Jetzt ist sie im Baden. Und jetzt ist sie ruhig, ganz ruhig. Sie hängt das Laternchen an einen Nagel. Zutiefst im Winkel eines alten Kornkastens, der nie die Frucht ihres mageren Ackerleins trug, unter einem Haufen alter Säcke suchen ihre Hände. Wühlen lange und heben endlich einen Strumpf empor. Im Fuß baumelt etwas Schweres. Jetzt richtet sich die Rosina mühsam auf, horcht und setzt sich auf eine alte Kiste, die daneben steht. Das armselige Licht gibt schwache Helle. Die Frau löst sorgsam die vielfach umwundene Schnur von dem eigenartigen Geldbeutel. Sie zählt und zählt und horcht dazwischen. Lange geht es. Sie verzählt sich und beginnt von neuem. Legt die Silberstücke alle nebeneinander, eine lange, lange Reihe. Fast nur Frankenstücke. Tippt mit dem Finger auf jedes einzelne und zählt wieder, — . . . zählt . . . Dann klaubt sie die wenigen zerknüllten Papierstücke wie etwas Fremdes aus dem Strumpf, bestaunt sie scheu, liest mühselig den Wert ab, glättet sie sorgfältig mit unsicheren Händen und legt sie auf die Silberlinge. Und zuletzt langt sie ganz tief hinein, hinab in den Strumpf. Ihr Gesicht trägt einen triumphierenden Ausdruck. Einen solchen Frohglanz trugen Rösis Augen nicht oft im Leben . . . Etwas Winziges hält sie in der Hand. Und schält es aus vielfältiger Hülle. Immerzu, immerzu . . . Und endlich liegt ein blankes Goldstück, ein Napoleon in ihrer Hand. Das hatte sie von der Frau Pfarrer in der Grippezeit für die Nachtpflege bekommen.

„Schau, Rösli, das da ist dann für dich, etwa einmal für ein Extrawünschlein . . . Das gib nicht in die Haushaltskasse“, hatte damals die Frau Pfarrer gesagt. Undächtig legt Rösli das glänzende Geldstück zuoberst auf das Papiergeld. Ihre Augen hängen daran. Und dann zählt sie. Eine Stunde vergeht. Rösli zählt noch. Unten in der Stube schlägt die Schwarzwälderuhr mit heiserem Gefähr die elfte Stunde. Rosina fröstelt. Sie hat vergessen, die nassen Strümpfe zu vertauschen gegen trockene.

Endlich hat sie heraus, was ihr Kopf schon lange weiß. Dreihundertfünfundneunzig Franken lagen da. Ja, ja, sie hatte sich nicht geirrt. Noch fünf Franken fehlten. Fünf Franken . . . Acht Tage waren es noch bis zu Weihnachten. Wieder rechnet sie in fiebriger Unruhe: Morgen fünf Franken im Pfarrhaus. — Aber das kommt ins Hauszinsfädeli. Dort fehlt noch soviel . . . Dann am Samstag mit dem Kram. — Für das Kleingebäck gibt ihr der Bäcker vom Franken einen Zwanziger zurück. — Wenn sie recht weit ginge? Schon diesmal ins nachbarliche Kirchspiel. Oder noch weiter darüber hinaus. Aber sie spürte die Last der gefüllten Körbe, sieht die blauen Schnatten an den mageren Armen. Ach, die Korbenkel gruben jedesmal ihre Merkmale tief, tief. Lange zitterten dann ihre Arme noch. Oft an Sonntagen waren sie wie gelähmt. —

Aber da fällt ihr auch wieder die Reber Marie ein. Ja — die! Sie sieht ihre runden, weißen Arme, ihr frisches, lachendes Gesicht. Wie ein Vogel läuft sie mit den zwei schweren Körben. Rosina sieht, wie die Leute ihr die Glacéstengel ablaufen, zehn, zwanzig! Wie sie sorglos das Geld einstreicht, lachend dankt und lachend weiter geht, zum nächsten Haus:

„Nehmt Ihr der neuen Kramfrau auch etwas ab?“ Die lachenden Bettelaugen locken und kosen. — Wer konnte widerstehen? Und es, das wußte, alte Rösli, hintertendrein mit seinen zwei Körben. Der Wind verschlägt ihm das Geheh. Die Füße schmerzen. Den Atem muß es so mühsam suchen. Keine Kraft hat es mehr, einfach keine Kraft. Und wo der magere

Finger pocht, würde es heißen: „Danke, es ist schon eine dazwischen.“

Glühende Eifersucht erwacht im Herzen der armen Frau. Und jetzt haben ihre Augen den frohen Schein nicht mehr. Etwas anderes liegt darin. Etwas Feindseliges, ein Hungern. Ein irrer, fiebernder Glanz. So nahe war das Ziel gerückt! So nahe! und jetzt? Zerschlug sich ihre Freude, erlosch ihr heimliches Hoffen, und die Sorge würde wieder stündlich neben ihr gehen. Daß doch jetzt gerade die Reberin ihren Weg kreuzen, von ihrer Quelle trinken muß!

Ein Uhr ist es, wie die Rosina ihr Lager aussucht. Einen Blick wirft sie auf ihren Mann. Sekundenlang kräuselt sich ihr Mund. Verächtlich, nachsichtig. — Der Dedi schläft und schnarcht.

• • •

Der Morgen findet die Rosina müde und zerschlagen. Aber sie schüttelt das Unbehagen von sich und geht ins Pfarrhaus. Der nächtliche Kummer scheint ihr milder. Die Sonne schaut blaß und kümmerlich aus dem Schneegewölk. Aber sie macht der Rosina den Weg heller, froher. Tapfer geht sie ihn und hustet doch mehr als gestern. Zuweilen spürt sie Stiche im Rücken.

„Tag, Frau Pfarrer“, grüßt sie, „hinter welche soll ich?“

„Aber Rösli, Ihr habt es eilig.“ Sie führt die Kellerin in die Küche. „Heute nehmen wir das Studierzimmer und das Gastzimmer daneben, wenn die Zeit langt.“

Rosina nimmt sich kaum Zeit zum Essen. Sie scheuert gern im Pfarrhaus. „Das sind Böden, denen man's nachher ansieht, daß etwas gegangen ist“, sagt Rösli zur Magd und hebt den blanken Kupferkessel auf den Kopf. Treppauf geht sie damit und verschüttet kein Tröpflein. Droben beginnt sie die Arbeit. Die weiten, schön gefügten Dielen mit den dunklen quadratisch eingelegten Eichenfriesen blitzblank zu reiben, ist Rosinas besonderer Stolz. Sie hat ihre eigene Art, das zu tun, aber sie will nicht darnach gefragt sein. Kniend reibt sie die große, weite Fläche. Unzählige Male trägt sie den Kessel treppauf und -ab. — „So, jetzt kommt der ‚Durchzug‘“, redet Rösli mit sich selber, wie der erste Boden gefegt ist. Und während sie das andere Zimmer reinigt, macht der „Durchzug“ seine Sache . . .

Im Rahmen der Türe hält Rosina Musterung. „Wohl“, sagt sie, „es geht. Die Böden sind schneelig und trocken. Der Durchzug hat seine Sache gemacht.“ — Und jetzt beginnt sie die Kreuze zu wischen, wieder kniend, mit liebevoller Sorgfalt. Kein Tröpflein Del, kein Strichlein mit dem Fettklappen darf ins weiße Quadrat laufen. Beileibe nicht. Sonst wird Rösli wütend. Vergessen sind Geld und Traum . . . Sogar die Reber Marie.

Da, horch! Schritte kommen. „Richtig, der Herr Pfarrer“, sagt in mitterndem Spürsinn das Rösli. „Wird wieder etwas haben müssen vom Schreibtisch — natürlich, aber diesmal . . .“ Herzengerade richtet es sich auf. Und wie der Unwillkommene sichtbar wird unter der Türe, streckt es dem Eindringling beide Hände beschwörend entgegen. „Herr Pfarrer, nicht, — nicht, — ums Himmels Willen, nur das nicht. Auf der Kanzel könnt Ihr predigen und befehlen. Aber heute, hier“, — es macht mit dem Kopfe eine jähe Bewegung — „das ist mein Reich . . .“

Kleinnützig und brummend zieht der Gemaßregelte ab. „In einer Stunde — wohl, wohl, Herr Pfarrer“, tröstet Rösli und reibt und salbt, bis ihm der Schweiß aus allen Poren läuft.

Endlich ist die große Arbeit getan. Die Knie schmerzen. Was tut's! Wieder hält Rösli Umschau und prüft ihr Werk. „Schön ist's, einfach schön“, lobt sie, „da, die bauchige, schön geschweifte Kommode mit den Ziegenfüßen. Graß steht sie im Kreuz. Wie die krummen Beine sich gut machen auf dem schneeweißen Boden . . . Einfach schön und behäbig. Da, die dunklen Frieze akkurat wie die Möbel, braun und blank.“

Klink geht Rösi bis zur Treppe und ruft: „So Herr Pfarrer, jetzt könnt Ihr kommen!“ Aber da kommt gerade die Frau Pfarrer treppauf.

„Ach, wie schön, Rösi, nein, so kann's einfach niemand wie du“, lobt sie. „Wie macht es eigentlich auch?“ — „Apah“, sagt Rösi wegwerfend, „nichts leichter als das. Warmes Wasser und Seife, das ist alles, kaltes Wasser und Durchzug kann man umsonst haben.“

Da hustet Rösi so trocken und tief, daß die Frau Pfarrer erschrickt: „Aber, Rösi, wie hast du einen wüsten Husten. Lust du nichts dagegen? Komm, ich mache dir einen heißen Tee und löse darin einen Löffel Honig auf, so etwas muß man nicht gehen lassen.“

Rösi trinkt. In ihr ist ein Unbehagen. Ein leises Frösteln läuft wieder über ihren Rücken, und da, die Stiche . . . Aber wie die Frau Pfarrer ihr den Lohn zahlt und sagt: „Da, Rösi, der Extrafranken ist für dich“, — durchzuckt sie ein freudiger Schreck.

„Dreihundertsechshundneunzig!“ . . . Sorgsam steckt sie das Geld ein. Mit einem schnellen, festen Händedruck dankt sie, ohne Worte, und geht. „Nur noch vier Franken! Nur noch vier Franken!“

Ihre Gedanken kreisen mit einem müden, verbohrtten Eingenis um das eine. Es reißt an ihr, läßt sie nimmer los. Das jahrelang geübte, feste Zurückdämmen aller Wünsche versagt heute, das ganze Sichbescheiden ist erloschen.

Jetzt gilt's, denkt die Rosina, jetzt oder nie. — Da kommt ihr ein jäher Einfall. Blöcklich biegt sie vom Fußweglein ab in die Straße, die nach dem Dorf führt. Ihr gelbes, eingefunkenes Gesicht rötet sich. Zwei runde, rote Flecken brennen auf den knöchernen Wangen. Sie eilt vorwärts, wie gesagt,

Aber dann strafft sie den Rücken wieder und geht aufrecht. Da ist sie bei der Bäckerei. Im Schaufenster liegen Langbrote und Kleingebäck. Halt, Freitagabend, sinnt die Rosina und läutet. Böhnig und scharf gelst die Glocke. Frau Lanz kommt aus der Backstube und fragt nach Rosinas Begehren. „Möchte gern mit dem Meister ein paar Worte reden.“ Frau Lanz schaut ein wenig verwundert die Frau an und sagt: „Wohl, wohl, warum nicht.“

Sie öffnet die Türe zur Backstube und ruft ihrem Mann. Raum, daß er unter die Türe tritt, bringt Rosina ihr Anliegen erregt vor: „Könntet Ihr mir für morgen zum Hausieren statt 12 Duzend Glacestengeli 20 Duzend machen und etwa 10 Sonntagsbrötli mehr?“ Der Bäcker staunt. „Aber, Rösi, bist nicht gescheidt! So viel verkauftst du im Dörfli nie, und festentut es am Sonntag doch nirgends.“ — „Das nicht, aber das Verkaufen ist doch wohl meine Sache, und“ — Rosina weist mit jähher Hand hinaus, — „vielleicht gibt es auch noch über das Dorf hinaus eine Seele, die dem Keller Rösi etwas abnimmt.“

Lanz überlegt. „Ja, wenn's denn sein muß. Wir können ja eine Nachtbackete machen. Ich muß ohnehin der Reber Marie noch etwas zurecht machen . . .“

Wie gestochen fährt Rosina auf. Mit bösen Augen schaut sie den Mann an. „So, — nimmt die Neue ihre Ware auch da? Ich hätte gedacht, man würde neben der alten Kundin keine neue und dazu noch die Reber Marie einstellen. Aber so geht's, wenn man alt und schitter wird . . .“ Rösis Kopf zittert. Ein würgendes Schluchzen krampft ihren Hals zusammen. Aber sie ringt es nieder. Stolz und Trotz stehen wieder auf. Die dürre Hand fährt über die brennenden Augen.

Fortsetzung folgt.

Lebendiges Volksgut

Von Chr. Rubi, Bern *)

Wir wenden heute wieder mehr, als lange Zeit daher, unfere Blicke von der Stadt weg nach dem Lande, dem Leben des Landmannes und der ehemaligen Bauernkultur. Wir möchten unser Leben einfacher, ruhiger, edler gestalten. Aber wem es bewußt wird, wie sehr in den zwei, drei Jahrzehnten vor dem Kriege und auch noch seither Maschine, Industrie und ein leichter Materialismus in unser Land eine beängstigende Geschmacksverirrung brachte, dem wird es fast hange um die Zukunft seines Volkes. Denn gleich einer Hobelmaschine fuhr eine artlose Allernweltkultur von der Stadt aus über unsere heimatischen Gänge und schickte sich an, die ehemals so eigenartige Kultur des Landmannes zum Verschwinden zu bringen.

Solchen Einflüssen kann nur entgegenarbeiten, wer sich klar wird, auf welchem Wege wir uns heute befinden, wo man einst stand und wohin man gelangen möchte.

Große Teile unserer Jugend und unserer Volksgenossen sind heute dem kraftspendenden Landleben gänzlich entfremdet. Nicht nur, daß der Städter kaum mehr eine Ahnung hat von des Landmanns Tun und Treiben, vom Bauern, der da säet und erntet und der Natur so demütig nahe ist, mit dem die menschliche Kultur ihren Anfang genommen hat und der seither im Grunde immer derselbe geblieben ist. Nein, auch der Bewohner des Industriedorfes und des Marktfleckens steht heute diesem ältesten, ehrwürdigsten Stande gänzlich fern, weiß nicht um die so abwechslungsreichen, Geist und Körper bildenden Hantierungen auf Feld und Acker, in Hans und Scheune, kennt ihn nicht, den trauten Feierabend auf dem Ruhebänklein unterm hülsen Bauernstache, den gemüthlichen Hoß bei gemeinsamem

Liede am Regensonntage oder Winterabend in heimeliger Stube. Ja selbst auf dem Lande ist eine Haft und Unruhe eingelehrt, die jeglicher Besinnung wehren. Wie oft muß doch auf gewissen Bauernhöfen am Abend mit Grafen und Abwaschen geeilt werden, damit man rechtzeitig zur Gesangsprobe, Vorstandsitzung, Hauptversammlung und dergleichen Vereinsanlässe komme. Schreiende Radios und unzählige Tageszeitungen führen die einzelnen Familienglieder vonstatt zueinander. Und das Herumliegen der vielen Warenhauskataloge beweist, daß das Bauernhaus nur zu häufig Domäne einer Industrie ist, die ihre stillen Produkte sowohl bei uns, als auch beim Chinesen und Zulusaffer an den Mann zu bringen versucht.

Ein Gang durchs Dorf läßt einen innerwerden, daß auch hier die jüngste Vergangenheit verheerend gewirkt hat. Ohne richtige Gliederung und stilllos sind Hausfassaden oder ganze Gebäude zwischen die guten Bauwerke vergangener Zeiten hingestellt. Während diese sich in ihre Umgebung einfügen, als hätte sie der Herrgott am zweiten Tage seiner Schöpfungswoche mit samt den Hügeln, Wäldern und Tälern ringsum der Mutter Erde zur Zierde ans Sonnenlicht gestellt, machen sich jene so unangenehm auffällig, daß man geärgert das Auge von ihnen wenden muß.

Dieser richtungslose Zustand im Bauen, im Handwerk und Gewerbe des Landes ist nicht von ungefähr eingetreten. Wir wissen, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Volks- und bauerntümliche Leben eine Stockung und schließlich in vielem ein Ende erfahren hat. Es kam dann jene Zeit, da die Altertumshändler von der Stadt aus das Land durchkreuzten und

Bergl. dazu die Bildseiten 654 u. 655.